

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

80.] [2. Jahrg. 28.]

[November 5, 1834.]

Ersteigung des Felskegels Peter Botte auf der Insel Mauritius.



### Ersteigung des Felskegels Peter Botte auf der Insel Mauritius.

Der seiner Form wegen merkwürdige Berg auf der an Spuren vulkanischer Thätigkeit reichen und gebirgigen Insel Mauritius ist der umstehend abgebildete Peter Botte. Er hat seinen Namen von einem Manne, der ihn vor langen Jahren erstiegen, allein auf dem Rückwege sein Leben verloren haben soll. Zuverlässiges ist nicht darüber bekannt, vielmehr hielt man den Gipfel für unzugänglich. Seit 1810, wo die im 16. Jahrh. von den Portugiesen entdeckte, allein erst 1640 von den Holländern colonisirte, dann wieder aufgegeben und von den Franzosen in Besitz genommene Insel in englische Hände kam, wurden jedoch wiederholte Versuche zur Ersteigung des Peter Botte gemacht, bis das Wagesstück am 7. September 1832 gelang.

Capitain Lloyd und die drei Lieutenants von den See- und Landtruppen, begleitet von einigen zwanzig eingeborenen Soldaten und Negern, welche Seile und andere Materialien und Mundvorräthe trugen, machten sich am genannten Tage früh auf den Weg. Von den mehrsten Seiten zeigt sich der Peter Botte als ein Theil der Bergkette, welche mit der Küste der Bai von der auf der Westküste liegenden Hauptstadt der Insel Port Louis parallel läuft; an seinem Fuße angelangt, ergiebt sich aber, daß ihn eine furchtbar tiefe Schlucht davon abschneidet. Er hat eine Höhe von 1800 Fuß über der Meeresfläche, während andere Berge der Insel sich weit über 2000 Fuß erheben und längere Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt sind.

Der Weg führte anfangs durch eine steile, vom Regen ausgewaschene Schlucht, die einen schmalen kaum einen Fuß breiten Pfad gewährte, welchen lockeres, unter den Tritten der Bordern herabrollendes Gestein sehr gefährlich für die Nachfolgenden machte. An 500 Fuß wurden so zurückgelegt, dann gelangten die Reisenden auf eine Plattform von etwa 30 Ellen Länge und sechs bis sieben Fuß Breite. Rückwärts sah man in die erstiegene, waldige Schlucht; auf der andern Seite blickte man über die steilen Abhänge in die Tiefe. Höher hinauf war von hier nur ein kegelförmiger über 300 Fuß sich erhebender Fels zu sehen, welcher mit einem scheinbar freiliegenden Steine schließt, den man den Kopf zu nennen versucht ist.

Von frühern Versuchen war hier eine 12 Fuß hohe Leiter zurückgeblieben, welche ein Neger, ein Seil um den Leib, erstieg, und von da mit der Gewandtheit eines Affen an der steilen Wand, wo jeder Fehltritt den Tod bringen mußte, bis auf den Rand unter dem Kopfe hinankletterte. Hier befestigte er das Seil, mit deren Hülfe die vier Engländer zwar leichter, allein noch immer mit unsäglich Mühe und Gefahr nachfolgten.

Den Kopf bildet ein 35 Fuß hoher gewaltiger Felsblock, der seine Basis nach allen Seiten überragt. An drei Seiten umgibt ihn ein ziemlich ebener, etwa sechs Fuß breiter Raum, über den er aber nur an einer Stelle nicht hinausreicht. Hier wurde die Möglichkeit erkannt, die Spitze zu erklimmen. Der Capitain Lloyd versuchte, an einem um den Leib gebundenen Seile, indem er sich, von den Andern gehalten, rückwärts weit über den Abgrund hinausbog, ein Seil über den Kopf hinüber zu schießen, wozu besonders eingerichtete eiserne Pfeile mitgenommen worden waren. Ein verwegenes Wagesstück, denn das Zerreißen des Strickes mußte ihn in einen 1800 Fuß tiefen Abgrund schleudern. Mehrmalige Versuche mißglückten; endlich gelang es, einen Stein hinüber zu schleudern, an dem das Seil

befestigt war. Von der tiefer liegenden Plattform, wo die übrigen Begleiter zurückgeblieben waren, hatte man Seile, Leitern und dergl. schon heraufgezogen. Mittels dem Seile zog man jetzt ein zweizölliges Tau über den Felsblock, befestigte an dieses die Leiter und richtete sie auf. Sie hing natürlich senkrecht über dem Abgrund. Nachdem noch ein Seil zum Festhalten angebracht worden war, erstiegen die vier Männer, Lloyd voran, die höchste Spitze des Peter Botte, pflanzten die englische Flagge auf, tranken ihres Königs Gesundheit, gossen eine Flasche Wein über ihr schmales Terrain aus und taufte den Felsen Wilhelms Spitze. Kaum erblickte man sie im Hafen, als eine Fregatte und die Landbatterien mit Kanonenschüssen salutirte.

Der Peter Botte war sonach erstiegen und der Zweck des verwegenen Unternehmens erreicht; allein daran war es den vier Engländern nicht genug. Sie kletterten fürs erste bis zu der Plattform hinab, um dort mit einigen nachgekommenen Freunden zu speisen, und kehrten dann zu dem Rande unter dem Kopfe zurück, um da zu schlafen. Mit Decken und warmen Kleidern waren sie versehen, auch ein Feuer wurde angezündet; allein die Luft war so scharf, daß keiner einschlafen konnte. Zitternd und steif vor Kälte fand sie der Morgen, und nachdem sie nochmals den Gipfel erklimmt, dann aber die Verbindung mit demselben aufgehoben hatten, bewirkten sie glücklich den Rückweg in die Ebene.

Frägt man nun nach dem Gewinne, welchen dies Wagesstück der Wissenschaft und der Menschheit überhaupt einbrachte, so findet sich nichts, was sich als solchen anführen ließe und was die Verwegenheit rechtfertigte, mit welcher jene Männer ihr Leben aufs Spiel setzten. Sie wagten es nur aus thörichter Eitelkeit und trieben Spott mit der heiligen Pflicht der Selbsterhaltung. So voraussichtlich nutzlose Verwegenheit kann, wie immer, wo die Kühnheit eines Entschlusses nicht einer angemessenen moralischen Absicht entspricht, nie die Bewunderung des Vernünftigen, sondern nur sein bemitleidendes Staunen erregen.

### Persönlichkeit und Lebensweise des Vicekönigs von Aegypten, Mohammed Ali.

Ein Mann, welcher noch vor nicht langer Zeit durch den raschen Fortgang seiner Unternehmungen gegen die Souveränität der Pforte und den Erfolg seiner Kriegsoperationen das Gleichgewicht der politischen Wage Europas zu stören drohte, — ein Mann, der, obwol auserzogen in den religiösen Grundsätzen seiner Väter, dennoch den Umgang aufgeklärter Europäer liebte, und aus dessen überlegenem Geiste der Plan hervorging, sein Land auf europäische Weise zu civilisiren, — ein solcher Mann verdient es wohl, daß wir ihn in seiner öffentlichen Thätigkeit und in seiner häuslichen Lebensweise näher betrachten. Mohammed (Mehemed) Ali ist ein Mann von mittlerer Statur, von kräftigem Gliederbau, energischem Auftritt, stets grader Haltung und für einen Fünfundsechziger von frischem und rüstigem Aussehen. Sein Antlitz, welches mehr als die europäischen Türken die Grundzüge des tatarischen Stammvolkes hat, ist sehr voll und grenzt fast ans Nohe; aber der Ausdruck höherer Verstandesbildung, gepaart mit dem geistvollen Blicke von zwei dunkelgrauen Augen, machen einen so angenehmen Eindruck, daß man sich nicht wundert, wenn ihn Leute, die täglich mit ihm umgehen und ihn in allen seinen Handlungen beobachten, ohne

hofmännische Schmeichelei sogar schön nennen. Sein Anzug weicht ein wenig von dem Costum anderer türkischer Großen ab. Er schläft sehr wenig. Europäer, welche mit ihm während eines Feldzuges unter einem Zelte schliefen, wurden von seiner Wißbegierde entweder mit unaufhörlichen Fragen bestürmt, oder sein lebhafter Geist floß so redselig in Erzählungen über sein Land und sein Vorhaben über, daß sein müdes Auditorium und Examinatorium nicht zum Schlafen kommen oder nicht gehörig ausschlafen konnte. Vor oder mit Tagesanbruch erhebt er sich von seinem Lager, verläßt kurz darauf sein Harem zu Pferde und begibt sich zu Erledigung der vorliegenden Geschäfte in den Divan. Hier nimmt er alle Memorialie, Bittschriften, Depeschen u. s. w. entgegen. Kurz nach seiner Ankunft in dem Divan treten die Staatssecreteire mit langen Bündeln Briefe ein, deren Inhalt ihm vorgelesen wird. Auf einen jeden ertheilt er rasch und kurz die nöthige Antwort. Nach Beendigung dieses Geschäftes lesen ihm die Secreteire die auf die gestrigen Schreiben ertheilten, von ihnen förmlich abgefaßten, Antworten vor, und wenn er mit der Abfassung zufrieden ist und nichts widerruft, so ordnet er die Untersiegelung an. Bei den Vorlesungen schreitet er überlegend im Zimmer auf und nieder und macht nach Beendigung derselben seine Bemerkungen. Dies dauert gewöhnlich bis neun Uhr. Nach Entlassung der Secreteire gibt er Audienzen, zu denen sich, außer den außerordentlichen Fällen, gewöhnlich nur Consuln, doch auch hohe Staatsbeamte, anmelden lassen. Die Audienzzertheilung währt gewöhnlich zwei Stunden, worauf sich Mohammed Ali in seinem Harem zurückzieht, wo er bis drei oder halb vier Uhr verweilt. Gesandte, welche sich mit ihm unterreden wollen, werden an den ersten Eunuchen verwiesen; kommt aber ein Brief oder eine diplomatische Note an, so müssen seine Diener ihn augenblicklich selbst aus dem Schlafe wecken, — so hat er es ausdrücklich verordnet. Um halb vier Uhr kehrt er in den Divan zurück, wo die am Morgen unterbrochenen Geschäfte fortgesetzt werden. Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang nimmt er ein frugales Mahl ein und bleibt bis 10 oder 11 Uhr im Divan. Diese Abendstunden sind der freiesten Muße und Erholung gewidmet. Unter seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hat das Schachspiel und unter seinen Schachspielern sein Lustigmacher oder Hofnar den Vorzug, der ihm überhaupt bei allen seinen Belustigungen zur Seite ist. Hat dieser das Spiel verloren, so stößt er einen lauten Schrei, natürlich mit burlesker Bonhommie, aus und affectirt den Untröstlichen.

Hof und Residenz des Pascha befinden sich in Alexandrien; in Kairo, wo er nur einen kleinen Theil des Jahres zubringt, läßt er eine strengere Hofetikette eintreten und umgibt sich mit einem glänzenden Nimbus, ohne gleichwol seiner Popularität etwas zu vergeben und sich unzugänglich zu machen. Diese Popularität weiß er mit seinem Ansehen in ein glückliches Gleichgewicht zu bringen. Es ist keinem freien Türken und keinem Fremden verwehrt, des Abends in die hellerleuchteten Prachtzimmer seines Palastes zu gehen, gleichviel ob ihn Geschäfte dahin führen oder nicht, und sich unter die dort zahlreich versammelte Gesellschaft seines Hofes zu mischen und Gespräche anzuknüpfen. In den Stunden seiner Geschäftigkeit, wo er weder mit seinem Staatsrath noch mit andern Personen im Verkehr ist, trägt er enggeschlossene Kleider; um ihn in diesem Costume zu sehen, bietet sich nur die seltene Gelegenheit dar, wo er unwohl wird und ihm der Arzt rath, sich ins Freie zu begeben. Gewöhnlich läßt er sich dann an das Ufer des Kanals fahren, und wenn sich ein einladendes Plätzchen darbietet steigt er aus dem Wagen, läßt eine Decke auf dem

Boden ausbreiten und, mit der Pfeife im Munde und einer Tasse Kaffee von dem feinsten und köstlichsten arabischen Moka zur Seite, liest er Ausfertigungen und unterschreibt sie. Oft wählt er auch diese Ausflüge und ländliche Vergnügensweise zu seiner Zerstreuung. Im Harem läßt er sich gewöhnlich vorlesen oder unterredet sich mit den Erfahrensten seiner Eunuchen. Bringt es seine Muße und Stimmung mit sich, so dictirt er seine Lebensgeschichte. Seine Unereschütterlichkeit in Ausführung einmal gefaßter Beschlüsse zeigt sich im Großen auf der Bühne des Krieges, wie im Kleinen in seinem häuslichen Walten; hat er sich einmal einen Spazierritt vorgenommen, so hält ihn nichts davon ab; mag auch der Regen in Gießbächen aus den Wolken stürzen und der ganze Himmel von leuchtenden Blitzen zucken, — ohne auch nur einen Zug seiner Miene zu verändern, sieht man ihn in gewohntem Trabe durch die Straßen reiten. Die Unpäßlichkeiten, welche er sich öfter dadurch zuzog, haben seine Lebensweise nicht verändert. — Der Pascha controlirt die Thätigkeit seiner Behörden in eigener Person; ehe man es sich versteht, ist er plötzlich in Alexandrien oder Kairo und prüft den Gang der öffentlichen Geschäfte. Seine glücklichsten Feiertunden genießt der Pascha in seiner Sommerwohnung in den Gärten von Schubra; gewöhnlich bringt er einige Stunden der Nacht in einer Sommerlaube zu, entfernt sein Gefolge und läßt nur den Kreis der Vertrauten seine Person umgeben. Von diesem Sitze breiten sich zwischen dichten Cyressen, Drangen und Citronen zwei herrliche Ausichten nach verschiedenen Richtungen aus, und ein aromatischer, aus Millionen Blüten strömender Duft erhöht den romantischen Zauber der silberhellen Mondnächte Aegyptens. — (Frei nach den Travels in the Valley of the Nile, von James Augustus St. John, London 1834.)

### Dhfen als Schnellläufer.

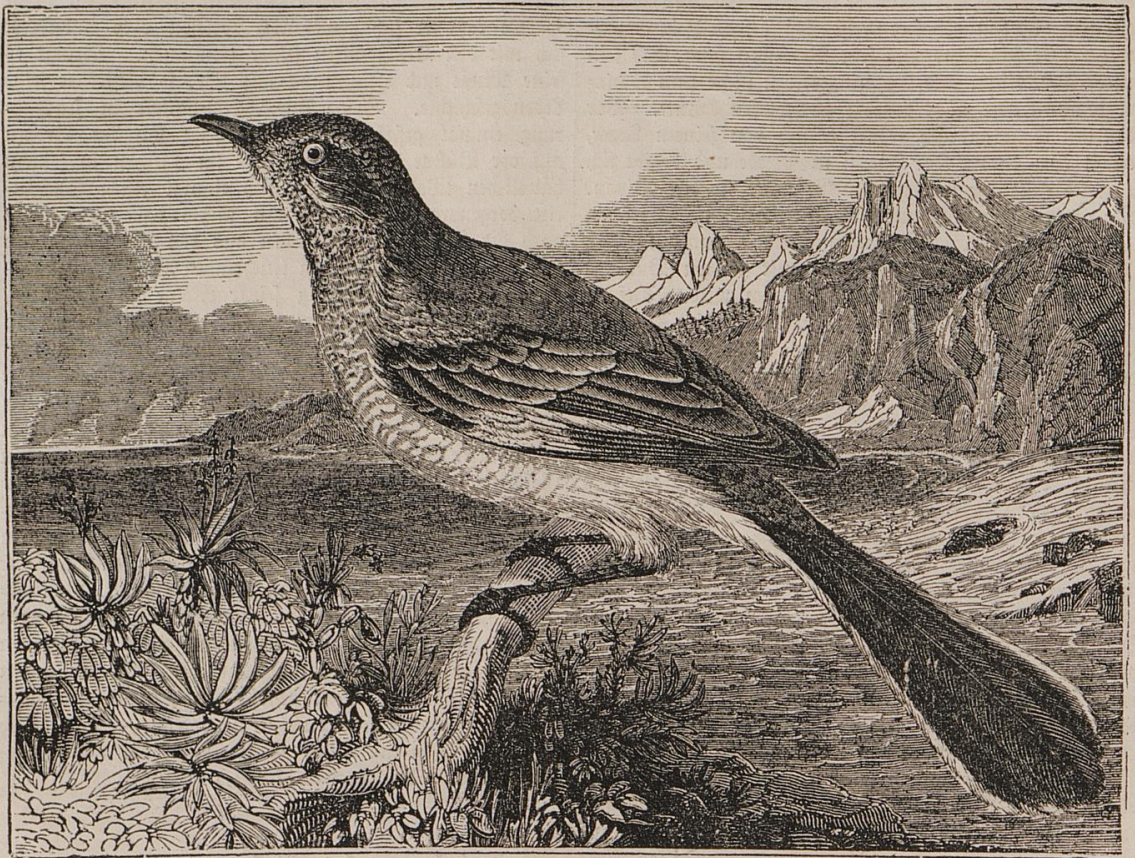
In Dekan gibt es zweierlei Gattungen von Dhfen, die von jenen, wie wir sie bei uns und überhaupt in dem gesammten Europa haben, in mehrseitiger Rücksicht sowol in Gestalt als Art der Verrichtungen sehr verschieden sind. Jene, die von der Küste Malabar und aus dem Lande der Maratten kommen, lassen sich mit leichter Mühe zum Zuge und Reiten abrichten, und laufen ebenso schnell als die besten Pferde, ja sie werden sogar in den meisten Fällen den Pferden vorgezogen und theurer bezahlt, weil ihr Gang leichter und sicherer ist als jener der Pferde. Die Verfertigung dieser Gattung des Rindviehes könnte demnach in mancher Beziehung von erheblichen Folgen sein, da so manche, gegenwärtig in unserm Welttheile einheimischen Thierarten aus Asien abstammen.

### Der amerikanische Spottvogel. (Turdus polyglottus; Moqueur; Mocking bird.)

Nicht bloß das Auge wird ergötzt, wenn der Reisende sich den Wäldern Amerikas naht, wenn er das Heer der so prächtig gefiederten Vögel erblickt, nein! auch dem Ohre wird ein Genuß zu Theil, ein Genuß, wie selbst die Nachtigall uns nicht zu gewähren vermag. Wir nennen unsere Nachtigall die Königin des Gesanges; wir glauben einer ausgezeichneten Sängerin die größte Ehre zu erweisen, wenn wir ihre Stimme mit der der Nachtigall vergleichen; wir wännen uns bezaubert, wenn die herrlichen Töne der Nachtigall in ihrer ganzen Fülle der Kehle entströmen, und doch findet

sie noch ihren Meister, der sie und alle Vögel durch seine Zaubertöne übertrifft. Mögen die Töne der Nachtigall es sein, die uns am meisten entzückten in den vaterländischen Wäldern, mag sie mit Recht bei uns

die Königin des Gesanges genannt werden, eine weit höhere herrlichere Stelle gebührt doch noch einem Vogel Amerikas, den wir hier in einer naturgetreuen Abbildung übergeben. Es ist der amerikanische Spott-



Der amerikanische Spottvogel.

vogel, der durch die Mannichfaltigkeit, durch die reiche Fülle seiner Töne Alles übertrifft, was je durch seine Stimme uns entzückte. Man höre, was von seiner Zauberstimme uns berichtet wird: Dieser Vogel hat nicht nur einen ihm eigenthümlichen vortrefflichen Gesang, sondern besitzt auch die Gabe, die Lieder anderer Vögel aufs Täuschendste nachzuahmen, ja zu verschönern. Auch begleitet er seinen Gesang mit einem gewissen Ausdruck in Mienen und Bewegungen und scheint überhaupt von den innigsten Gefühlen dabei durchdrungen zu sein. Fängt er ein Lied an, so hebt er seine Flügel allmählig in die Höhe, läßt sie dann mit dem Tone wieder sinken und gibt durch Tänze und Pantomimen dem Gesange mehr Lebhaftigkeit. Versucht seine Kehle gewagte, flüchtige Läufe, so schwebt der kühne Sänger in schlangenförmigen Kreisen in der Luft herum; schmettert er schnell und gewaltig, so hüpfet er im Fluge ebenso lebhaft; fällt dann sein Ton in eine kunstvolle Cadenz, so schlägt er mit den Flügeln den Tact dazu und schließt sie endlich so, daß er den vollsten Ton und die reizendste Melodie allmählig leiser und immer leiser werden und gleichsam hinsterven läßt; so werden in eben dem Grade, als der Ton abnimmt, die Flügelschläge immer gelinder und schwächer und endlich scheint er, wie im Entzücken verloren, in der Luft unbeweglich mehr zu hängen als zu schweben. Feurige Liebe und Sehnsucht scheinen diese Ströme von Tönen zu verkünden, und der entzückte Zuhörer, Alles um sich her vergessend und nur laufend auf den holden Sänger, glaubt in ein liebliches Zauberland sich versetzt zu sehen. Mit

Recht nennen die Amerikaner, wegen der Mannichfaltigkeit seiner Töne, diesen Vogel den Vierhundertstimmigen (Cencontlatolli).

Auch bei diesem Vogel zeigt sich, wie bei unserer Nachtigall, daß unter einem schlichten Rocke oft das Edelste verborgen ist. Sein Gefieder ist sehr einfach. Es ist obenher aschgrau, untenher bläulich. Flügel und Schwanz sind schwarz; auf erstern ist ein weißer Fleck, und die äußern Federn des letztern sind auch weiß.

Die Länge des Vogels ist  $9\frac{1}{2}$  Zoll und die Flügelweite (die Weite von einer Spitze bis zu der andern der ausgebreiteten Flügel) ist 13 Zoll.

Sein Vaterland ist eigentlich Nordamerika; doch hat er sich jetzt fast in ganz Amerika verbreitet und kommt nun im Süden beinahe noch häufiger als im Norden vor. Bittere und klebrige Beeren, besonders die Samen der Ceder, Myrthe, Stechpalme u. s. w., sind seine Nahrung. In der Winterjahreszeit fressen sie Insekten, besonders Fliegenarten, nach denen sie sehr lüftern sind und die sie mit großer Geschicklichkeit zu fangen wissen.

Ueber den Bau des Nestes erzählt uns Wilson: „Die Zeit, zu welcher der Spottvogel sein Nest zu bauen beginnt, ist je nach der Breite, in welcher er sich aufhält, verschieden. In den Niederungen von Georgien fängt er frühzeitig im April zu bauen an; in Pennsylvanien hingegen selten vor dem 10. Mai, und in Newyork und den Staaten von Neuengland noch später. Es gibt verschiedene Stellen, die er andern vorzieht. Ein einsamer Dornbusch, ein fast undurchdringliches Dickicht, ein Drangenbaum, eine Ceder oder Stech-

palme sind seine Lieblingsstellen, diese wählt er am häufigsten. Auch läßt er sich keineswegs abhalten, an den genannten Stellen zu nisten, wenn sie sich auch zufällig in der Nähe einer Meierei oder eines Wohnhauses befinden sollten; ja! stets bereit sein Nest zu vertheidigen und niemals allzu ängstlich besorgt, es zu verbergen, baut er oft in einiger Entfernung von einem Hause, und nicht selten in Birnen- oder Apfelbäume; selten höher als sechs oder sieben Fuß vom Erdboden. Die Nester dieser Vögel sind nicht immer von gleicher Bauart, ein Umstand, der von dem größeren oder geringeren Vorrathe an passenden Materialien abhängt. „Ich habe“, fährt Wilson ferner fort, „soeben ein sehr vollständiges Nest vor mir, welches aus folgenden Substanzen zusammengesetzt ist: erstens aus einer Quantität durrer Zweige und Reiser, dann aus verwelkten, vorjährigen und mit dünnen Strohhalmen, Heu, Woll- und Bergflocken vermischten Moosspitzen und drittens endlich aus einer dicken Schicht feiner, lichtbrauner, das Ganze auskleidender Wurzelfasern. Die Anzahl der Eier beläuft sich auf vier bis fünf und ihre Farbe ist graublau mit braunen Flecken. Das Weibchen brütet jährlich zwei Mal und werden die Eier ihm genommen, wohl auch drei Mal. Es brütet die Eier in 14 Tagen aus.“

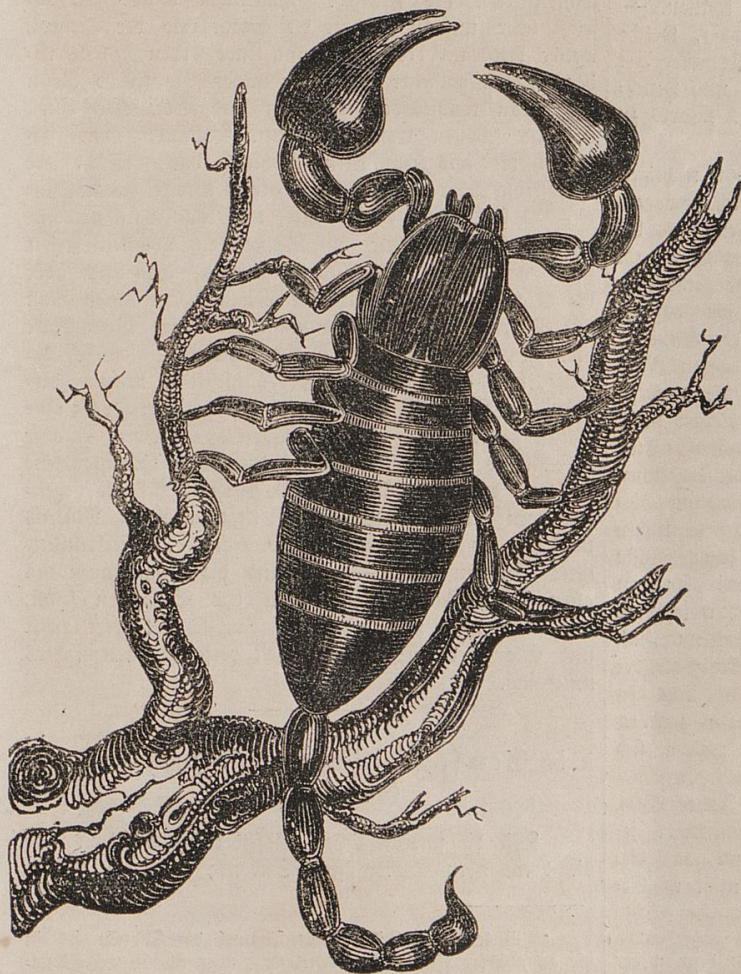
Kagen und andere Thiere, vorzüglich aber Schlangen sind ihre Feinde, die besonders den Jungen und

den Eiern nachstellen. Doch das kühne Männchen fürchtet sie nicht. Muthig greift es die Kagen wie die Schlangen an. Merkwürdig ist besonders der Kampf mit den letztern. Nähert sich eine Schlange dem Neste, so schießt das Männchen mit Blitzschnelle auf sie los, zielt nach ihrem Kopfe und verwundet sie sicher und wüthend mit seinem Schnabel. Bald gewahrt die Schlange die Gefahr und schnell sucht sie zu entfliehen; doch der gereizte Vogel läßt sie sich nicht so leicht entfernen; er verfolgt sie, verlegt sie immer gefährlicher mit tüchtigen Schnabelhieben, schlägt mit den Flügeln auf sie los und setzt dies so lange fort, bis die Schlange ermattet, ja endlich ganz vernichtet ist. Freudig fliegt dann der muthige Kämpfer auf den Gipfel eines Baumes und läßt eine Siegeshymne erschallen, die den aufmerksamen Beobachter, der im Verborgenen den Kampf belauschte, für die Angst, die er erst, ungewiß des Ausgangs, um den lieblichen Sänger, um den treuen Wächter seiner Jungen hatte, reich belohnt.

Man hat auch versucht, diese Vögel in Käfigen zu halten, wo sie freilich einer sorgfältigen Behandlung bedürfen. Auch große Hecken hat man für sie eingerichtet, in denen man einen Ederbusch pflanzte und in welchen sie Nester bauten, Eier legten und diese ausbrüteten. Alles Geräusch, alle unnöthige Störung muß aber dann in ihrer Nähe so viel als möglich vermieden werden.

### U e b e r d a s G i f t d e r S k o r p i o n e .

Die Skorpione, deren man an Größe und Farbe verschiedene Gattungen kennt, leben im südlichen Europa, in Asien, Afrika und Amerika. In Italien und Spanien erreichen sie höchstens die Länge eines Zolles; in Asien und Amerika hat man sogar 4—5 Zoll lange gefunden. Gleich der Kröte lieben sie feuchte Derter; man findet sie in dumpfen Kammern und Kellern, sowie in Spalten neben Thüren und Fenstern. So



Der Skorpion.

zahlreich die Versuche sind, welche man über den Biß dieser Thiere angestellt hat, so hat man doch die Umstände, welche bei der verschiedenartigen Wirkung des Bisses im Spiele sind, bis dahin nicht ermitteln können. Im Allgemeinen hält man dafür, daß die Gefahr und Schädlichkeit des Bisses theils von dem Grade des gereizten Zustandes des Skorpions, theils von Klima und Jahreszeit, vorzüglich aber von der Constitution des gebissenen Individuums abhängt. Es läßt also die Natur des Skorpiongiftes noch viele Aufschlüsse, namentlich in letzterer Hinsicht, zu wünschen übrig. Nachrichten aus Ostindien zufolge ist der Stich eines Skorpions unter Umständen kaum so gefährlich als der einer Wespe. Gleichwol trägt man, wenn man empfindet, daß man gebissen ist, sowol in Italien als in andern Ländern alle Sorgfalt, um den Folgen bei Zeiten zuvorzukommen. Das einfachste und kräftigste Gegenmittel ist das Skorpionöl, womit man die Wunde einreibt. Dies Medicament ist ein besonderer Handelsartikel und wird in der Arzneikunst gegen verschiedene andere Krankheiten angewendet. Es besteht aus gewöhnlichem Baumöl, in welches man Skorpione thut und einige Zeit stehen läßt. Sehr interessante Versuche stellte Maupertuis mit diesen Thieren an. Er ließ einen Hund von einem vorher absichtlich ge-

reizten Skorpione stechen. Nach einer Stunde schwall der Hund auf, taumelte, es folgte Erbrechen und innerhalb drei Stunden floß aus seiner Schnauze eine Art klebrigen Geifers. Fünf Stunden nach dem Stiche starb das Thier unter heftigen Convulsionen. Der Stich selbst charakterisirte sich nur durch ein kleines rothes Fleckchen. Einige Tage nachher ließ Mauvertuis einen andern Hund fünf bis sechs Mal an dem nämlichen Orte stechen, aber ohne Erfolg. Er ließ nach und nach sieben Hunde von verschiedenen Skorpionen stechen, aber alle Stiche brachten keine Wirkung hervor. Nach den Beobachtungen des nämlichen Naturforschers machen es die Skorpione wie die Spinnen, sie sind feindlich gegen ihres Gleichen gesinnt und fressen, in ein Gefäß gesperrt, sich auch dann untereinander auf, wenn man es ihnen an Nahrung nicht fehlen läßt.

### T i v o l i .

[Schluß.]

Durch den Laubgang des Delbaumgehölzes hinwandelnd bemerkt man hier und da Fragmente alter tiburtinischer Wasserleitungen (aqua Marcia, Anio vetus und aqua Claudia), sowie einige Mauerstücke (opus\*) reticulatum, bis man zur Ebene der Stadt gelangt, und in diese durch das Thor Sta.-Croce einzieht. Seine malerische Lage abgerechnet, ist das jezige Tivoli ein schlecht bevölkerter (es zählt nur 5000 Einwohner), jämmerlicher, rostiger Ort, dessen abschüssige holprige Gassen, wie die mehrerer Bergstädte der Romagna, zum negativen Musterbilde alles Pflasters dienen können. — Die Reibricht- oder Müllhaufen (immondezzai), welche als Brutwinkel und Treibkübel des Ungeziefers aller Art an den Straßenecken liegen, sowie Schmutz und Feuchtigkeit sind hier im eigentlichen Sinne des Wortes zu Hause.

Da die Vergangenheit allein diesem jetzt nichtigen Platz seine Bedeutung verlieh, fühle ich mich bewogen, nicht eher in dessen Beschreibung fortzufahren, als bis ich mit dem kurzen Entwurf seiner Geschichte zu Rande bin. Der ältesten Sage zufolge soll Tibur pelasgisch-griechischen Ursprungs sein. Fast immer war es unabhängig und bald mit den Lateinern und Galliern, bald mit den Pränestinern und Veiternern gegen Rom verbündet. Seine natürliche Festheit und die tapferste Gegenwehr seiner Bewohner zwangen die Quiriten mehr als einmal zum Frieden. Müde des Streites traten endlich Beide sich näher, und angelockt von der herrlichen Lage legten schon zur Zeit der Republik vornehme Römer hier viele Landhäuser an. Unter den Kaisern nahm dies jedoch merklich zu, sodaß bald eine schöne Villa die andere verdrängte. Alle überbot indes Hadrian durch den Glanz und die Pracht der seinigen, welche, so lange er lebte, mit dem größten Kostenaufwand unterhalten wurde. Später theilte Tibur das Schicksal der Weltstadt, wurde zwar in dem Kriege Vespasian's mit den Gothen sehr wichtig, aber auch von diesen zerstört. Als Totilas von Rom abziehen mußte, zog er sich dahin zurück, ließ es wieder besetzen und i. J. 547 von neuem aufbauen. — Von da bis zum Jahre 1001 scheint der Name der Stadt gänzlich verschwunden; jedoch that sie Otto III. so großen Widerstand, daß dieser ihren Untergang beschloß, welches aber nicht in Er-

füllung ging. Auch unter den Päpsten und in den Parteienkriegen der Orsini und Colonna hatte es viel zu leiden. Pius II. gedachte es wieder zu besessigen, starb aber darüber hin. Seitdem ist Tiburs Geschichte zu Ende und es vegetirt ruhig fort wie die übrigen Flecken des römischen Gebiets. — Durch das Thor Sta.-Croce zur Stadt eintretend kommt man an der Kathedrale S.-Lorenzo vorüber, wo früher der Tempel des Hercules stand, von welchem Tibur den Namen des herculischen erhielt. Hinter dem Chor jener Kirche sieht man noch ein Ueberbleibsel der Tempelzelle (cella) aus netzförmigem Mauerwerk (opus reticulatum incertum) bestehend. Auch fand man hier mehre Alterthümer, die auf den Dienst des Halbgottes Bezug hatten. — Die wohlerhaltenste Ruine ist aber die des Vestatempels\*), der auf dem überragenden Vorsprung eines Kalkfelsens steht, unter dem der Anio vorüberbraust. Sonderbar genug gehörte (oder gehört noch) dieses antike Heiligthum zu einer Gastwirthschaft (Osteria del tempio della Sibilla), deren Besitzer, bewogen durch das Anerbieten eines reisenden Lords, sich überreden ließ an diesen das antike Gebäude unter der Bedingung des Transports nach England zu verkaufen. Schon war man dabei, das Ganze niederzureißen, als glücklicherweise ein päpstlicher Befehl es ausdrücklich untersagte.

Der runde, von korinthischen Säulen getragene Vestatempel gehört zweifelsohne zu den geschmackvollsten Denkmälern der griechisch-römischen Kunst.

Den Hauptsturz des Tevere umgehend, gelangt man neuerlich von Tivoli aus zu dem tiefer liegenden rechten Ufer des Flusses. Thürmend erhebt sich daselbst über unserm Haupte die Stadt und der Tempel, welche beide auf der Niesenwand eines steilen Felsens ruhen, dessen goldener Farbenton gegen das frische Grün der daran wuchernden Pflanzen und Sträucher einen überaus schönen Contrast bildet. Denke man sich hierzu die ausgewaschenen Höhlen, durch welche der Bergstrom über phantastisch gefomte Blöcke des Kalksteiners\*\*) schäumend dahinbraust, und man wird zugeben, daß in solcher Natur die Ruine den höchsten Effect nicht verfehlt. Ins Einzelne gehend, ließe sich über die Grotten Neptuns und der Sirenen (zu denen man auf Treppen hinabsteigt), sowie über die Bruchstücke verwitterter Gebäude, deren Steinklumpen, heroisch gestaucht, bald als Landhäuser des Quintilius Varus (derselbe, den Hermann bei Detmold schlug), des Horaz oder Catull gelten, noch manches Erhebliche sagen; — aber diese Klippe vermeidend, eile ich der Vigne (Weingarten) zu, aus deren Umzäunung die Aussicht auf die gegenüber am Abhange des Berges liegende Villa Maecens und die ihr entströmenden Cascatellen (Wasserfällchen) ihres Gleichen sucht. — So sind die Umgebungen des alten Tibur denn reizender als das Städtchen selbst, und man kann nur bedauern, daß so viel Herrlichkeit und Glanz, dem Zahne der Zeit verfallen, rettungslos unterging.

### Die Gemse (Antilope rupicapra) und die Gemsenjagd.

Wie die unermesslichen Eisfelder des Nordens und die brennenden Sandwüsten Südens, wie die weiten,

\*) Diese Art Mauerwerk ist eine Spielerei, denn weder die Gestalt der Ziegel, noch der Verband derselben sind vorzüglicher als bei jeder andern Mauer.

\*) Viele nennen ihn einen Tempel der Sibylla (es ist die gangbarere Bezeichnung desselben); aber ich bin aus Gründen, die ich hier nicht erörtere, der erstern Meinung.

\*\*) Diese erinnern an den Sturz des Velino bei Terni.

von keinem Tageslichte erhellen Fessengrotten und die fürchterlichsten Abgründe von den mannichfaltigsten Thieren bewohnt sind, so sind auch die höchsten Gipfel der Alpen in der Schweiz, Savoyen, Salzburg, Tirol, Steiermark, Illyrien u. s. w. nicht von lebenden Geschöpfen entblößt; diese Höhen sollten nicht einsam dastehen und jene Kräuter, welche auf ihnen gedeihen, sollten nicht umsonst emporkwachsen. Die Natur wies ihnen als Bewohnerin die scheue Gemse und den kühnen Steinbock an.

Die Gemse gleicht an Gestalt und Größe am meisten dem Ziegenbock, doch sind ihre Füße höher und der Hals ist gestreckter. Das Haar ist theils lang, theils kurz. Das längere ist am Kopfe, Bauche und den Füßen, und vorn unter den Knien ist ein besonderer langer Haarbüschel. Die Farbe ist schmutzig rothbraun, Bauch und Kehle sind weißlich, von den Ohren bis zur Nase geht ein weißer Streif, der Schwanz ist schwarz; im Winter aber werden alle Haare mit schwarzen und grauen vermischt.

Die Hörner der Gemse stehen gleich über den Augen und sind grade, aber oben plötzlich hakenförmig nach hinten gebogen. Bis an den Haken gehen runzelige Ringe, zu denen jedes Jahr noch einer kommt; übrigen sind sie glatt und von schwarzer Farbe. Hinter jedem Ohre befindet sich ein Sack unter der Haut, der nach Außen nur ein kleines Loch hat und eine trockene Höhle bildet. Die großen Augen sind röthlich und sehr lebhaft. Der Schwanz ist drei Zoll lang. Die Hufe sind ziemlich lang, ausgehöhlt und scharf zugespitzt. Die Hinterbeine sind etwas länger als die Vorderbeine und daher kann sie sehr gute Sprünge machen.

In dem Magen der Gemse befindet sich eine runde, feste Masse, von der Größe der Wallnuß, welcher sonst Heilkräfte zugeschrieben wurden. Sie ist unter dem Namen Gemsenkugel oder deutscher Bezoar bekannt und soll aus den Fasern der Gras- oder Gemswurz (*Doronicum*) und der Bärenwurz (*Aethusa Meum* s. *Meum althamanta*) bestehen, welche sich im Magen kugelförmig zusammengewickelt haben. Gehör, Gesicht und Geruch dieser Thiere sollen vorzüglich sein. Ihre gewöhnliche Stimme ist nur ein schwaches Blöken, aber sobald sie Gefahr wittern, lassen sie ein starkes gellendes Pfeifen erschallen.

Sie sind sehr scheu und vorsichtig, daher spizen sie immer die Ohren, blicken zwischen jedem Absage schüchtern umher, stampfen mit den Vorderfüßen die Erde, laufen, bleiben wieder stehen, springen auf eine Fessenspitze — mit einem Worte, sie befinden sich immer in der geschäftigsten Unruhe. Das kleinste Geräusch setzt sie in Schrecken und treibt sie zur schnellsten Flucht an. Bewundernswürdig ist dann die Kunst, mit welcher sie die steilsten Felsen auf- und abklettern. Sie laufen dabei immer in schiefer Richtung und erleichtern sich so das Ersteigen der Felsen. Pfeilschnell eilen sie oft in unermeßliche Abgründe, indem sie sprunghaft und von Zeit zu Zeit mit den Füßen in die Felsen hauend, sich dieses gefährliche Wagestück zu erleichtern suchen.

Die Nahrung besteht vom Sommer bis zum Herbst in Alpenkräutern. Im Winter fressen sie das hohe Waldbrot oder auch das lang herabhängende Moos der Tannenäste.

Das Gemsenweibchen, das sich von dem Männchen nur durch die kleineren Hörner unterscheidet, bringt im Monat Mai ein bis zwei Junge zur Welt, die es sechs Monate lang säugt.

## G e m s e n j a g d.

Die Gemse wird gewöhnlich mit der Pürschbüchse vom Anstande aus geschossen; auch stellt man Treibjagden gegen sie an. Weit gefährlicher ist aber die Jagd des eigentlichen Gemsenjägers. Allein geht dieser gewöhnlich des Nachts von seiner Wohnung aus, um mit Anbruch des Morgens die Weideplätze der Gemsen aufzusuchen. Er ist dabei ausgerüstet mit einem Stachelstocke, Schießgewehre, Pulver und Kugeln, einer Art und einem Paar Schuheisen, welche unten Stacheln haben und an die Schuhe befestigt werden, um sicher über Felsen und Gletscher springen zu können; endlich hängt noch über seiner Schulter ein Ranzel, in welchem die nöthige Nahrung, sowie lange Stricke und andere Bedürfnisse sich befinden. So ausgerüstet wandert er nach jener Gegend, wo er eine gute Beute zu machen hofft, und setzt sich einer Unzahl von Gefahren aus. Bald steigt er von ungeheuren Höhen herab, bald erklimmt er eine Höhe, von der er weder vorwärts noch rückwärts kann, bald muß er über fürchterliche Abgründe springen, bald ist er wohl gar in Gefahr, von den Gemsen selbst in die unendliche Tiefe hinabgeschleudert zu werden. Das Letztere geschieht oft auf den gefährlichsten Stellen; die Gemsen, einen unergründlichen Abgrund vor sich sehend, hinter sich aber den Feind wissend, drängen sich mit einem Pfeilschnellen Sprunge zwischen den Felsen und den Jäger hin und stürzen so ihn, dessen Standpunkt oft kaum einen halben Fuß breit ist, in den Abgrund. Die einzige Weise, sich zu sichern, ist dann die, daß er sich platt auf den Boden legt oder dicht an die Felsenwand lehnt, sodas die Gemse keinen Zwischenraum zwischen dieser und dem Jäger gewahr wird. Nicht selten versucht er dann der Gemse noch einen Stoß zu versetzen, daß sie den Abgrund hinabstürzt. — An den steilsten, schlüpfrigsten und darum gefährlichsten Stellen sieht der Jäger sich zuweilen genöthigt, Alles von sich zu werfen, was ihm lästig werden könnte, die Schuhe auszuziehen und die Fersen oder Fußballen mit einem Messer aufzuschneiden, damit das hervorströmende Blut den Fuß kleberig mache und so das Herabsteigen erleichtere. Oft muß er mit der Art sich einen Weg bahnen, indem er Stufen in die Felsen oder das Eis haut; oft nimmt er auch die langen Stricke zu Hilfe, um sich an ihnen herabzulassen. Muth, Gewandtheit, Vorsicht, Ausdauer, Gleichgültigkeit gegen Schmerz und oft die größte Geistesgegenwart gehören dazu, eine solche Jagd mit Glück zu vollbringen, und selbst dann, wenn er auch mit allen diesen Gaben ausgerüstet ist, wird er doch oft ein Opfer seiner Kühnheit. Harmlos ziehet so Mancher des Abends auf die Jagd, und des andern Tages bringt man ihn zerschmettert nach Hause. Vergierig nach Beute eilte vielleicht der Unvorsichtige, alle Gefahren um sich her verlassend, den flüchtigen Thieren nach, sieht nicht, wie mit jedem neuen Schritte der Rückweg unmöglich wird. Auf einmal sieht er seine Schritte gehemmt, vor, hinter und neben sich erblickt er fürchterliche Abgründe. Ein einziger Sprung und er ist gerettet! Doch ach! die Kraft gebricht ihm; er wagt den kühnen Sprung und — stürzt hinab in die unendliche Tiefe. Nur selten stirbt ein Gemsenjäger eines natürlichen Todes; fast immer sind die Felsenklüfte sein Grab, wo seine Gebeine oft erst nach späten Jahren gefunden werden. Alle Gemsenjäger sind auf diese fürchterliche Todesart vorbereitet. Als der Naturforscher *Saussure* einen schönen jungen Mann, der sich eben verheirathen wollte, fragte, ob er auch nun noch dieses gefährliche Geschäft forttreiben werde, antwortete dieser:

„Mein Großvater fand seinen Tod auf der Gemsenjagd, hier immer mein Sterbehemd nenne.“ Uebrigens haben  
mein Vater desgleichen, und ich bin so gewiß, daß mich die Gemsenjäger gewöhnlich ein wildes, hageres Ansehen  
das nämliche Loos treffen wird, daß ich diesen Jagdsack und von manchem abergläubischen Bauer werden sie für



Die G e m s e.

Zauberer gehalten, die mit Hülfe des Teufels die Fel-  
sen erklimmen, zuletzt aber von ihnen hinabgestürzt  
werden.

Die erlegten Gemsen gewähren einen mannichfalti-  
gen Nutzen. Das Fleisch, besonders das der Jungen,  
ist ein wohlschmeckendes Wildpret. Ihr Fell wird, als



D i e G e m s e n j a g d.

Leder verarbeitet, sehr hoch geschätzt; denn dieses ist  
stark, dauerhaft und dabei weich wie Sammet. Die  
Hörner werden zu Griffen der Spazierstöcke verarbeitet  
und der Talg und die Gedärme benutzt man wie die  
der Schafe und der Ziegen. Die Milch ist so gut wie

Ziegenmilch. Das Blut soll heilsame Wirkung gegen  
Schwindel und andere Krankheiten haben und wird da-  
her von den Gemsenjägern aus den frischen Wunden  
getrunken. Die Gemseugeln werden jetzt nicht mehr  
als Arzneimittel verordnet.